Sühne.

Novelle von Konrad Telmann.

(3. Fortsetzung.)

„Wieso?“ fragte ich lachend.

„Der paßt Ihnen auf. Das ist Ihr Feind.“

„Mein Feind? Wie soll ich das verstehen?“

„Nun, Ihr Rival, wenn das besser klingt. Wußten Sie das noch nicht?“

„In der That: nein!“ Ich lachte wieder. „Wenn Sie mir das erklären wollen —“

„Aber das ist gar nicht so lächerlich, mein Bester,“ sagte der Dokter mit seinem cynischen Lächeln. „Jeder Mensch hat gemeiniglich etwas zu verbergen, was er ungern an die große Glocke gehängt sieht. Deshalb ist es immer am besten, sich keine Feinde zu machen, sondern Allen vorzuheucheln, man halte sie für prächtige Gesellen und ehrliche Häute, während man ganz genau weiß, daß sie niederträchtige Schufte sind. Sonst spielen diese guten Leute Einem bei Gelegenheit einen abscheulichen Streich und man hat das Nachsehen.“

„Ich verstehe aber immer noch nicht, was diese gewiß sehr weltkluge Idee mit mir und dem Inspektor Schwarz zu thun hat, und weshalb wir Rivalen sind!“

„Nun, sehr einfach. Er bewirbt sich um das Bürgermeistertöchterlein, um die holderblühte Dorothea!“

„Ah! Nun, meinen Segen hat er — von Herzen!“

„Weiß ich! Aber der Alte gibt sie ihm nicht, und das Jungfräulein nimmt ihn nicht, weil Beide erwarten, Ihr dreifach umpanzertes Herz werde sich eines Tages doch noch erweichen lassen. Und Schwartz weiß das auch ganz genau.“

„Nun? Und —? Ich will ihnen Allen meinen schriftlichen Verzicht auf Ehrenwort und für Lebenszeit geben mit beigedrucktem Gerichtssiegel!“

„Würde wohl nichts helfen. Die liebliche Dörthe ist in Sie nun einmal vernarrt bis über die Ohren, und so Einer ist nicht beizukommen. Schwartz wird es also wohl auf andere Art versuchen.“

„Nämlich?“

„Sie bei ihr unmöglich machen.“

„Bravo! Damit wäre uns ja Allen gedient.“

„Hm!“ Der Doktor lächelte ironisch. „Nur ist das Mittel ein bischen gefährlich, find' ich.“

„Wieso? Womit will er mich denn unmöglich machen?“

„Ja, da liegt's eben.“ Der Sprecher wühlte in seinem Bart und blinzelte mich durch seine Brillengläser mit kleinen, stechenden, grün-grauen Augen an. „Wie gesagt: jeder Mensch pflegt seinen wunden Punkt zu haben, um es milde auszudrücken. Und ein Mädchen wie Dörthe Wetzler pflegt mit sammt ihrem hochwohllöblichen Papa und dem ganzen übrigen Honoratiorenkonsortium unserer herrlichen Stadt am ehesten dann über einen erwünschten Freier das Anathema zu sprechen und sich einem unerwünschten zu ergeben, wenn der erwünschte ihr glaubwürdig als ein unmoralisches Subjekt geschildert wird, welches im fremden Jagdrevier wildern geht.“

„Herr Doktor!“ Ich war halb in die Höhe gefahren, meine Hand hatte sich geballt.

„Ich bitte,“ sagte der Doktor ruhig, „ereifern Sie sich nicht! Ich habe kein Wort von mir gesprochen. Ich habe ausschließlich aus dem Geiste und Sinne Anderer heraus geredet. Und ich habe Sie warnen wollen. Fürchten Sie keinerlei Möglichkeit unliebsamer Aufdeckungen, nun, um so besser. Ich wiederhole Ihnen also nur: dieser Mann ist Ihr natürlicher Feind, hüten Sie sich vor ihm! Mir geht das Alles gar nichts an, aber auch nicht das Geringste. Und nun lassen Sie uns abbrechen. Da kommen schon die Vorboten des nahenden Unglücks. — Guten Abend, meine Herren! Sehr erfreut! Gott sei Dank, daß Gesellschaft kommt! Wir Zwei haben uns schon schauderhaft ennuyirt und hatten lebhaftes Verlangen nach einem gescheiten Wort, — was, Assessor?“

Es waren mehrere der Stammgäste eingetreten, die der Doktor mit seinen letzten Worten begrüßte, und unser Gespräch hatte schon um deswillen ein Ende. Es wäre mir auch sonst kaum etwas zu sagen geblieben. Der Doktor hatte sich ja nicht zum Theilnehmer an einem gegen mich geschmiedeten Komplot gemacht oder überhaupt sich darüber geäußert, ob er die von dem Inspektor Schwartz über mich in Umlauf gesetzten Gerüchte glaube oder nicht. Er hatte mich nur auf eine mir drohende bisher unbekannte Gefahr aufmerksan machen wollen und ich mußte ihm dafür dankbar sein. Was ging mich überhaupt diese ganze gegen mich angezettelte Intrigue noch an. Sie war lächerlich bis zum Aeußersten. Wie der Bürgermeister und sein von mir nicht begehrtes Töchterchen, wie die übrigen Honoratioren von Pollnow über mich dachten, galt mir völlig gleich. In wenigen Monaten war ich dieser kleinstädtischen, muffig-philiströsen Atmosphäre entrückt, dann mochten sie den großen Bannfluch hinter mir herschleudern oder die Fäuste ballen, wie sie wollen. Und wenn ich schon vorher bei diesen ehrsamen Spießbürgern „unmöglich geworden“ war, ich würde es zu tragen wissen. War einmal mit Helene und mir Alles entschieden, so mußte ich ja ohnedies mit offenem Visir handeln und durfte jedem Verrath trotzen, der nichts mehr zu verrathen haben konnte.

In Folge solcher Erwägungen nahm ich des Doktors Warnungen nicht schwer und hatte sie ebenso wie den Fabrikinspektor Schwartz, mit dem ich übrigens persönlich niemals in irgend eine Berührung gekommen war, und seine gegen mich geschmiedeten Rachepläne bald völlig aus dem Gedächtniß verloren. Ich mischte mich mit erheucheltem Interesse in die Gespräche, die nunmehr am Biertische hin und wider flogen, ich ließ mir sogar die Liebenswürdigkeiten des Bürgermeisters gefallen, der an diesem Abende sicherlich mit mir zufrieden und betreffs der Zukunft seines Töchterchens hoffnungsvoller war, als je. Um die gewohnte Stunde löste der Stammtisch sich pünktlich auf, ohne daß ein Wort gefallen wäre, das über die übliche, ergebnißlose Unterhaltung hinausging.

Ich schlief in dieser Nacht seltsam ruhig. Es mußte eine wundersame Sieges- und Glückszuversicht in mir sein, die mir Frieden gab, und mit ihr erwachte ich auch. Es war ein strahlender Sommertag. Kein Wölkchen am Firmament, und die Luft ging doch frisch und erquicklich. Und heute, heute sollte es sich entscheiden! Ich ging früher in's Gerichtszimmer, als je, ich sehnte mich danach, mich mit Arbeit über die Stunden fortzutäuschen, die mich noch von der entscheidungsreichsten meines Lebens trennten. Es war mir wunderlich, daß gerade heute eine Reihe von Schriftstücken eingegangen war, welche sich auf die Untersuchung gegen den unbekannten Mörder Planck's bezogen. Wie fern lag mir plötzlich das Alles, wie unbegreiflich erschien mir mein Eifer jetzt, mit dem ich Licht in dieses Dunkel zu bringen versucht hatte! Was lag mir heute noch daran, ob jener geheimnißvolle Missethäter je entdeckt wurde oder nicht! Mechanisch öffnete ich die behördlichen Schreiben und durchflog sie. Sie enthielten nichts von Bedeutung, nichts, was mich fesseln konnte, und ich warf sie zu den Akten. Da war die Abschrift des schwurgerichtlichen Erkenntnisses gegen die unverehelichte Helene Halm, Tochter der Pfarrerswittwe Frau Maria Halm aus Dellenburg in Oberhessen, wegen Meineids, das sie zu einem Jahre Zuchthaus unter Annahme mildernder Umstände verurtheilte. Ich begriff kaum mehr, weshalb ich die Einsendung dieses Schriftstücks verlangt hatte. Mich gelüstete nicht nach Weiterem. Die Stunden schlichen unerträglich langsam. Aber endlich wurde es doch Mittag, endlich konnte ich doch daran denken, den Arbeitstag abzuschließen. Ich beorderte die noch zu erledigenden Aktenstücke in meine Wohnung. Der Aktuar hatte mich nun schon ein paar Mal mit allem schuldigen Respekt darauf aufmerksam gemacht, daß ich eine Randverfügung getroffen hatte, die mit früheren in keinen Einklang zu bringen war; er sollte nicht weiter über mich zu klagen haben. Lieber mochte es ein paar Reste mehr geben. Ich ging.

Durch mehrere Stunden beherrschte mich die Angst, es werde sich noch irgend etwas ereignen, das mich hindern mußte, rechtzeitig draußen am Waldsee zu sein, irgendwas mir in den Weg treten, mich festhalten, mich mein Glück verscherzen, versäumen lassen. Es geschah aber nichts. Ich war schon viel eher an Ort und Stelle, als ich Frau Helene erwarten durfte. Kein Mensch hatte mich angehalten oder beobachtet, auf der Straße ebenso wie in den Wegen des Stadtwaldes war es völlig leer und still; das große Mittagsschweigen des Sommers brütete über der Landschaft. Ich hatte mich bei dem raschen Gehen, das die Furcht, auf irgend eine Abhaltung zu stoßen, veranlaßt gehabt, erhitzt und labte mich an der Schattenkühle des Platzes. Der kleine See hatte auch heute nichts Unheimliches, nichts Düsteres mehr für mich, wie neulich, ich fand ihn unter dem leuchtenden Sonnenhimmel nur noch märchenhaft und reizvoll in seiner schwermüthigen Lautlosigkeit. Daß sich Helene vor Allem immer nach dieser Waldstelle hingezogen gefühlt hatte, die wie ein Stückchen Poesie mitten in die öde Prosa dieser Welt, in welche sie verschlagen worden, hineingefallen war, konnte mich nicht Wunder nehmen. Und hier sollte es sich heute entscheiden, was meines Lebens Glück oder Unglück werden mußte.

Die Uhr in der Hand, saß ich herzklopfend und wartete. Alle meine Pulse jagten, mein Blut fieberte. Wenn sie nicht kam, in der Erwartung dessen, was hier gesprochen werden sollte, nicht kommen wollte! Eine furchtbare Angst überfiel mich abermals und schnürte mir die Kehle zu. Wie würde ich es ertragen? Immer wieder lauschte ich mit angehaltenem Athem hinaus. Jedes Rascheln eines dürren Reisigs, jeder Windhauch in den Nadelkronen, jedes Hüpfen eines Vogels durch das Wachholdergestrüpp ließ mich zusammenfahren. Und immer wieder eine neue Enttäuschung, ein neues angstvolles Erschrecken! Die festgesetzte Stunde war vorüber. Eine düstere Trauer kam über mich, eine dumpfe Resignation. Sie kommt also nicht! sagte ich mir, sie will nicht kommen, es ist Alles aus. Ich glaubte an nichts mehr, wollte an nichts mehr glauben.

Wie ein schwarzer Flor senkte es sich über mich herab, mitten in der sonnigen Heiterkeit dieses strahlenden Tages. Ich hätte mich am liebsten niedergeworfen und mein Weh ausgestöhnt, wie ein todtwundes Wild.

Wieder und wieder umkreiste ich das dunkle, stille Wasser. Was nun? gellte es in mir. Alles, Alles vorbei! Ich sank auf die Rasenbank nieder, ich sprang wieder auf, ich war meiner selbst nicht mehr Herr. Zuletzt beschloß ich, zu gehen. Ich wollte mich hier nicht länger zum Narren vor mir selber machen. Zorn, Scham, Enttäuschung — das Alles kämpfte in mir, wirrte sich in mir durcheinander. Ich war müde, ich fühlte mich schwach und gelähmt. Endlich trat ich den Rückweg an. Kaum dreißig Schritte hatt' ich gemacht, so hört' ich mich angerufen — bei meinem Vornamen: „Ottomar!“

Es traf mich wie ein Schuß. Ich sah mich um, meine Augen hatten sich schreckhaft erweitert, aber ich fühlte plötzlich den vollen Strom des Lebens wieder durch meine Adern rinnen. Den Klang dieser Stimme kannte ich. Es konnte nur Helene sein, die mich gerufen — so gerufen hatte! Und sie war es auch. Da trat sie hinter einer Schutzmauer von Wachholdergesträuch, die sie mir bisher verborgen, hervor, in hellem Sommergewand, bleich, übernächtig, dunkle Schattenringe unter den Augen, ein seltsames Lächeln auf den Lippen.

„Helene!“ Ich rief es halb fragend, halb zürnend, ich wußte nicht mehr, was ich denken solle. Sie legte den Finger an die Lippen. „Still!“ flüsterte sie und sah mich an. „Ich glaube, man verfolgt mich. Oder war es nur mein böses Gewissen? Ich weiß es nicht. Aber mich dünkte es immer, es schliche Jemand hinter mir her. Ich bin gelaufen, aber ich konnte ihm nicht entkommen.“

Sie blickte mich rathlos an. Ich hatte mich allmählich gefaßt und trat ihr näher, mein Herz schlug wild. „Wie lange bist Du schon hier?“ fragte ich. Das „Du“ kam mir wider Willen von den Lippen, sie nahm aber keinen Anstoß daran, bemerkte es wohl kaum.

„Ich bin schon lange hier,“ sagte sie und lächelte. „Ich habe Sie beobachtet. Und jetzt wollten Sie gehen, nicht wahr? Sie waren verzweifelt an meinem Kommen. Und mir thaten Ihre Unruhe, Ihr Schmerz so wohl. Sind Sie mir böse? Ich konnte nicht anders. Sehen Sie, ich bin nun einmal so. Aber jetzt glaub ich an Sie, jetzt glaub ich an Sie!“

Sie reichte mir ihre beiden Hände hin und lächelte strahlend. Sie war von bezwingendem Liebreiz in diesem Augenblick, und ich konnte mir's nicht mehr versagen, ich mußte, um mich für all die angstvolle Qual dieser Stunde zu entschädigen, schon jetzt und ehe noch ein Wort der Verständigung zwischen uns gefallen war, meine Arme um ihren Nacken schlingen, sie an mich ziehen, sie küssen. Und ich that's, obgleich sie sich wehrte, obgleich ein Schreckenslaut ihren Lippen entfloh. Ich küßte diesen weichen, süßen Frauenmund, ich fühlte, daß mein Kuß erwidert wurde — trotz Allem. Was bedurfte es da also noch der Worte zwischen uns? Wir hatten uns schon entschieden, Beide.

„Um Gotteswillen!“ war das erste Wort, das Helene nach dem ersten, aufflammenden Rausch flüsterte, „wenn man uns sieht, uns belauscht! Ich bin gewiß, daß man uns auflauert. Ich hab' es im Gefühl, es prickelt mir in den Nerven. Was machen Sie aus mir, Ottomar? Wohin bringen Sie mich? Ich — lassen Sie mich doch los!“

Ich führte sie halb mit Gewalt auf die Rasenbank am Ufer des Waldsees. Unterwegs flüsterte ich ihr tausend zärtliche Liebesworte, Betheuerungen, Vorwürfe in's Ohr, die sie alle mit anhörte, über sich ergehen ließ, wie betäubt, keiner Erwiderung fähig. Endlich saß sie, ich neben ihr, ihre beiden Hände in den meinen, ihr Kopf gesenkt, wie wenn er ihr zu schwer geworden, Thränen an ihrer Wimper. „Helene,“ sagte ich, „nun sag' mir's, ein einziges Mal nur sag' mir's daß Du mich liebst!“

„Du weißt's ja,“ murmelte sie, ohne die Stirn aufzuheben. „Wär' ich sonst hier? Duldete ich das sonst? O, ich bin schlecht — schlecht!“

Das Letzte klang wie ein Aechzen. Sie wollte ihre Hände freimachen, um sie sich vor's Gesicht zu schlagen. Ich litt es nicht, gab sie nicht frei.

„Helene,“ sagte ich ruhiger, „quäle Dich nicht! Du begehst keine Sünde, — Du, wir Beide können nicht anders. Du wirst mein Weib sein, Helene.“

„Unmöglich!“ kam es über ihre Lippen mit trauriger Entschlossenheit, „unmöglich! Wenn Du wüßtest, was ich ihm verdanke, was er mir gewesen ist —! Und ich solle ihm das je anthun können, — das! Nein, nein, nein! Ich müßte mich verachten, Du selbst müßtest es, ich wäre das elendeste, niedrigste Geschöpf unter der Sonne. Und was sollte es uns auch nützen? Glücklich könnten wir doch niemals werden — niemals. Es wäre keine Sünde, sagst Du? Es wäre mehr als das, — ein Verbrechen und schriee zum Himmel auf!“

„Helene!“ flehte ich, „beruhige Dich doch, laß uns überlegen, nichts übereilen! Ich weiß ja, daß ich Ungeheuerliches von Dir verlange, ich weiß ja, daß wir einen edlen und guten Mann, der uns Vertrauen schenkt, kränken, unheilbar tief verwunden und berauben müssen; ich fühle es Dir ja nach, wie sich Dein gutes, weiches, dankbares Herz dagegen sträubt, wie gegen eine Todsünde, und daß Du glaubst, auf solchem Untergrunde niemals ein Glück aufbauen zu können. Alles weiß ich, Geliebte. Und doch — doch können wir denn anders, jetzt noch anders? Wollen wir für immer von einander gehen? Wollen wir ein heimliches Spiel fortsetzen, das unserer nicht würdig wäre? Was wollen wir thun? Es giebt ja keinen Ausweg. Wir müssen entschlossen handeln, mit offenem Visir, je eher, desto lieber —“

Ich redete noch so eine Weile zu ihr fort, ich sagte ihr Alles, was ich mir selber gesagt, was mir auf der Seele brannte. Mein ganzes volles Herz strömte ich vor ihr aus. Da sie immer stumm blieb, glaubte ich sie überwunden, und wurde nun nur noch beredter, noch stürmischer, noch feuriger, aber als ich schwieg, sah ich, daß das Alles eindruckslos an ihr vorübergegangen sein mußte, denn sie schüttelte nur traurig den Kopf und sagte hinterdrein: „Ja, Du bist gut und Du glaubst an das Alles, was Du redest, und Du liebst mich. Ich danke Dir dafür. Nur werden kann es nicht so, wie Du meinst, — niemals. Ich würde mich vor mir selber schämen müssen. Und deshalb — darin hast Du ganz recht — deshalb ist es am besten für uns, wir gehen lieber heute gleich auseinander — für immer —“

Ihre Stimme brach beinahe vor verhaltenem Schluchzen. „Helene!“ schrie ich auf „das könntest — das wolltest Du? Du liebst mich also nicht, Helene?“

Da sah sie mich lange mit großen, glänzenden, unsäglich schwermüthigen Augen an. Dann fuhr sie mit der Hand leise mir über die Stirn hin und sagte: „Ob ich Dich liebe! Ich habe Dich zwar betrogen, Ottomar, — im Anfang, weißt Du, — ich wollte Dich berücken, ich war kokett, ich war schlecht und berechnend, weil — Nun, das hat sich an mir gerächt, bitter. Denn dann liebte ich Dich wirklich, Dich als den Ersten und Einzigen auf der Erde, — ich schwöre Dir's zu, Ottomar, bei Allem, was mir je heilig war, ich habe nie vor Dir einen Mann geliebt, nie; ich wußte gar nicht, was Liebe ist. Ich habe immer nur gelitten unter der Liebe von Männern, deren Liebe ich nicht erwidern konnte, — schwer, furchtbar hab' ich darunter gelitten, es war wie ein Verhängniß, und ich selbst konnte nicht lieben. Ich dachte, ich sei dessen überhaupt nicht fähig. Dann heirathete ich den Guten, Edlen, der mich liebte, mich rettete, — kannst Du nicht verstehen, wie er mich rettete! — trotzdem ich ihn nicht liebte. Ich war in meiner Art glücklich, soweit ich's noch werden konnte; ich hatte Pflichten zu erfüllen, die mich beglückten, ich hatte abgeschlossen mit allem Uebrigen, ich glaubte mich geborgen. Dann kam es anders, ganz anders. Dann lernte ich die Liebe doch noch kennen, — die Leidenschaft. Aber nun war es viel zu spät, viel zu spät. Weil ich Dich so wahnsinnig liebe, Ottomar, weil ich jetzt weiß, was Liebe ist, deshalb werd' ich Dir nie angehören, — nie. Glaube mir, daß es nicht sein kann. Das ist Alles, was ich von Deiner Liebe fordere, daß Du mir's glaubst. Ich kann nicht. Und nun geh', — küsse mich noch einmal, der Himmel verzeih' mir die Sünde! — und dann geh'! Wenn Du mich liebst, Ottomar, geh'!“

Es war etwas in ihren Worten, in der Art, wie sie ihre Worte vorbrachte, dem ich keinen Widerstand mehr entgegenzusetzen wußte. Was hätt' ich ihr auch sagen, was thun können, um sie zu überzeugen, sie anderen Sinnes zu machen? Ich hatte ihr ja Alles gesagt, und Alles hatte sie ungebeugt gelassen. Ich fühlte mich gelähmt, machtlos einem Gewaltigen gegenüber. Ich gab die Hoffnung noch nicht auf, konnte sie nicht aufgeben, mir diese Frau, die mir eben das feurigste, das beseligendste Geständniß ihrer Liebe gemacht, doch noch einmal zu gewinnen, aber ich mußte der Zukunft überlassen, was mir der Augenblick versagte, und der Wunderkraft der Leidenschaft vertrauen, die über alle Zweifel und Qualen hinweg dennoch endlich den Sieg davontragen würde. „Helene“, sagte ich, „Du könntest mich so namenlos glücklich machen und zeigst mir jetzt das Glück nur, um mir zu sagen, daß ich es nie erreichen soll!“

Sie nickte traurig. „Es muß so sein.“ Und leise machte sie ihre Hände aus den meinen frei, die sie immer noch umschlungen hielten. Wie demüthig beugte sie sich nieder, um sich von mir küssen zu lassen. Sie erwiderte den Kuß diesmal auch nicht, und mich durchschauerte es bei dem Gedanken, daß es der letzte sein sollte. Es konnte der letzte ja nicht sein; weshalb wollte ich mir's einbilden, mich mit dieser Einbildung quälen? „Wir wollen gehen!“ Es kam wie ein Hauch über Helene's Lippen. Müde, gebrochen stand sie auf.

„Wir haben uns noch so viel zu sagen,“ murmelte ich.

Aber ihre Gestalt schien ein Frösteln zu überlaufen. Sie verneinte rasch und heftig. „Ich muß fort, ich kann nicht länger. — Hörtest Du nichts? Waren das nicht Schritte da drüben im Gebüsch? Wenn man uns sähe!“

„Du bist so ängstlich,“ beruhigte ich sie, „ich habe nichts gehört. Deine Nerven sind überreizt. Und wenn man uns auch hier fände, wer könnte darunter etwas argwöhnen? Fasse dich doch wieder! Vor Allem aber: wir können doch nicht so auseinandergehn. Was soll nun werden? Dies kann doch nicht das letzte Wort zwischen uns gewesen sein, das ist unmöglich. Wollen wir, einander so nahe, uns von nun an meiden? Und was wird die Welt dazu sagen? Wie wollen wir es vor Deinem Manne erklären? Laß uns das Alles erst ruhig überlegen! Ich kann in den nächsten Monaten nicht von Pollnow fort—“

„Ich werde Dir schreiben,“ fiel sie hastig, immer angstvoll umherspähend, ein, „Alles werd' ich Dir schreiben, wie es werden soll. Jetzt in dieser Stunde — Du begreifst, ich habe keinen klaren Gedanken mehr, ich bin wirr, wie von Sinnen. Und diese ewige Furcht — Aber ich werde Dir ganz gewiß schreiben, Du hast ja recht, es muß klar werden zwischen uns — Alles. Morgen findest Du einen Brief von mir; — siehst Du da drüben die alte Föhre mit dem breiten Astloch? Dort steck' ich ihn hinein, und Du holst ihn Dir ab; das ist sicherer und unauffälliger. Und mit Deiner Antwort machst Du's ebenso. Willst Du? Aber nun laß' mich gehen. Ich habe die bestimmte Vorahnung, als gäb' es sonst ein Unglück. Leb' wohl! Geh' nicht mit mir, bleib' zurück, wenn Du mich lieb hast! Leb' wohl, Du Bester, Du Geliebtester!“

Noch ein Druck ihrer kalten Hand, welche sekundenlang die meine umklammerte, dann ging sie. Sie schlug den nächsten Weg nach Cartlow ein, und sie ging so rasch, als ob sie verfolgt werde. Nicht ein einziges Mal wandte sie sich um. Ich hatte mir das Alles so ganz anders gedacht, hatte gewähnt, wenn wir auseinandergingen, würd' ich die Gewähr des höchsten und seligsten Lebensglücks mit mir davontragen. Und nun. — Wie wenig Hoffnung trug ich nun mit mir trotz der Gewißheit von Helenes Liebe! Ich konnte hier nicht länger bleiben. Die Welt war mir plötzlich wie mit einem düsteren Schleier überhängt, die lautlose, eingeschlossene Sonnenluft im Walde beklemmt mich. So ging auch ich. Ich weiß nicht, ob ich den kürzesten Weg zur Stadt einschlug oder in meine Gedanken versunken, einen andern wählte, ich schritt so weiter, ohne auf das zu achten, was um mich war. Ich fuhr daher leicht erschrocken zusammen, als neben mir über die Waldlichtung her ein Schritt auftönte. Doch das dauerte nur einen Augenblick. Der Mann, der dort ging und die Richtung nach Cartlow zu verfolgte, war nicht Leopold Häseler, wie ich mich sofort überzeugte, und nur ihm wäre ich ungern in dieser Stunde begegnet. Wer er sonst war, galt mir gleich. Dennoch sah ich hinüber und erkannte den Mann auch; es war der Inspektor Schwartz.

Nun berührte mich diese Erkenntniß doch wieder peinlich. Unter anderen Umständen hätte ich nichts darauf gegeben, daß die Anwesenheit dieses Mannes um solche Stunde im Stadtwalde etwas Auffälliges haben mußte, aber unwillkürlich gedachte ich dessen, was mir der Doktor gestern Abend im „Greifen“ gesagt hatte, und ein leichtes Frösteln überrann mich. Wenn dieser Mensch uns ausspionirt hatte, Helene und mich, und nun in der Stadt zu widrigem Gerede Veranlassung gab! Das konnte Helenes Ruf schwer gefährden, mich mit Leopold Häseler in ernsten Konflikt bringen, wenn mir auch die moralische Entrüstung der Pollnower Honoratioren und Dorothea Wetzlers Verachtung keine schlaflosen Nächte bereiten würden. Ich konnte jedoch nicht glauben, daß Schwartz leichtsinnig die Frau seines Prinzipals zu verdächtigen wagen würde, nur um mich in den Augen seiner Auserkorenen bloßzustellen, ich wollte auch daran nicht glauben.

Dennoch blieb ein Gefühl des Unbehagens in mir zurück. Und mit ihm suchte ich rascher, als bisher meine Wohnung wieder zu erreichen, froh, keinen weiteren Begegnungen mehr ausgesetzt zu sein. Wenn es denn übrigens wirklich zwischen Häseler und mir doch zu einem Bruch kommen sollte und mußte, so würde ich wenigstens Helene dadurch zwingen, meinen Bitten Gehör zu geben, und dann war sie mein, Häseler selber würde sie mir nicht länger verweigern. Insofern lag für mich etwas Versöhnendes, etwas Tröstliches in dieser Befürchtung; sie würde entscheidend eingegriffen, Helenes Widerstand im Sturm überwunden haben. Dann war's eine Zwangslage, in die wir uns gedrängt sehen würden.

Müde warf ich mich zu Hause auf mein Sofa. Ich konnte keine volle Klarheit in meine Gedanken und Empfindungen bringen, ich wußte kaum, ob freudige oder schmerzliche Empfindungen in mir vorherrschten, nach dem Erlebten vorherrschen durften. Ich wußte nur, daß ich gehofft hatte, mit anderen Gefühlen heimzukehren. Um mich abzulenken, irgend eine Beschäftigung vorzunehmen, die in mein Inneres neue Elemente gewaltsam hineindrängen sollte, griff ich nach dem Stoß von Akten, der inzwischen durch den Gerichtsboten auf meinem Tische aufgestapelt worden war. Es befanden sich auch verschiedene, inzwischen neu eingegangene Schriftstücke darunter, von denen sich wiederum einige auf den Mordprozeß bezogen. Auch jetzt hatte ich nur ein flüchtiges Interesse dafür. Dann aber fesselte mich eines derselben: das Schreiben der Ortsbehörde zu Dellenburg. Ich riß es auf, — was war das? Las ich das wirklich oder täuschten mich meine Augen, meine Sinne? War ich toll geworden? Nein, da stand es, Wort für Wort, Buchstabe für Buchstabe, ich konnte es mit den zitternden Fingerspitzen berühren, ohne daß es sich verflüchtigte: „Die von hier gebürtige Helene Halm, Tochter des nunmehr verstorbenen Pfarrers Theodor Halm dahier und seiner ebenfalls abgeschiedenen Ehefrau Maria, geborenen Weidener, aus Elberfeld, ist wie behördlicherseits durch Einsicht in die Standesregister hier festgestellt worden, nach hierselbst ordnungsmäßig erfolgtem Aufgebot zu Montreux in der Schweiz mit dem Gutsbesitzer und Fabrikanten Leopold Häseler zu Pollnow in Pommern ehelich verbunden worden am 27. Mai des Jahres 18—“. Ich konnte nicht weiter lesen. Es senkte sich etwas wie ein schwarzer Vorhang über meine Augen herab. Ich wollte aufschreien, nur um mir Luft zu machen, nur um nicht zu ersticken, ich vermochte es nicht. Das Blut sauste mir in den Ohren, in meinem Kopfe hämmerte es, als sollte er zerspringen. Ich griff mir mit beiden Händen gegen die Schläfen. Was war denn das Alles? Was bewies mir diese amtliche Auskunft in ihrem verschnörkelten Kurialstil sonst, als daß jene Helene Halm, die in der Strafanstalt gefangen gesessen, aus welcher der Gärtner Planck sie zu befreien gesucht, und diejenige, die heute Frau Helene Häseler hieß, die ich liebte, nach der ich begehrend meine Hände ausstreckte, eine und dieselbe Person waren. Im Zuchthause! Die Frau, die ich liebte, die ich der Welt, dem Widerstande, dem Verdammungsurtheil der Menschen zum Trotz zu meinem Weibe machen wollte, eine Zuchthäuslerin! Was ich als Ausgeburt eines tollen, irren Fiebertraums vor mir gesehen, war also wahr, stand als volle, unbezweifelbare Wirklichkeit vor meinen Augen, die ich absichtlich geblendet hatte, um nicht schon längst das Furchtbare, das Ungeheuerliche sehen zu müssen.

Eine Zuchthäuslerin! Aber was denn nun weiter? Schreckte mich schon der bloße Klang dieses Namens? War ich so feig, so schwach, daß er allein nur genügte, um Alles über den Haufen zu werfen, was bis dahin in mir festgestanden hatte, was meines Lebens Höchstes und Köstlichstes hatte werden sollen? Ich hätte mich dann selber verachten müssen. Eine Zuchthäuslerin! Aber was ging das mich denn an? Ich liebte sie ja. Ich hatte sie ja trotz aller Schrecknisse der Hölle zu mir in meine Arme reißen wollen, und nun hätte mich das sollen zurückschaudern lassen? Eine Zuchthäuslerin, ja aber diese Zuchthäuslerin war ja Leopold Häselers Weib, war die rechtmäßige Gattin eines guten und edlen Mannes geworden, der um Vieles engherziger und unfreier dachte, als ich, und der sie dennoch trotz jenes Makels zu seinem Weibe gemacht hatte! Sollte ich hinter ihm an Großheit und ruhiger Klarheit des Empfindens etwa zurückstehn? Dann Pfui über mich! Und was bewies das im Grunde auch: eine Zuchthäuslerin?! Ich selber wußte doch wohl am besten, aus welchen verhängnißvollen Scheingründen, durch welche nichtswürdigen Machinationen Menschen in Verbrechen verstrickt, zu Verbrechen getrieben, unverdienter Strafen anheimgegeben werden können. Die Erfahrung hatte es mich gelehrt. Wie viele Unschuldige hatten denn schon in Ketten und Banden schmachten müssen bis auf unsere Tage, weil ihre Unschuld sich nicht hatte nachweisen lassen, weil der Schein gegen sie gewesen war! Erwies die Thatsache, daß Helene in einer Strafanstalt gewesen, schon unwiderleglich eine Schuld, ein Verbrechen bei ihr? Nein, tausendmal nein! Wenn es aber selbst so wäre, was dann? Sie hatte ja gesühnt, was sie unbesonnen einmal wirklich gefrevelt haben mochte, sie hatte ja die Strafe abgebüßt, die das verletzte Recht über sie verhängt. War sie deshalb meiner nun weniger würdig geworden? Ein feiger Selbstbetrüger und Heuchler, der sich das hätte vorreden wollen! Ich, ich liebte sie darum nicht minder feurig, würde sie um nichts minder jubelnd als mein Weib in meine Arme schließen.

Nun aber begriff ich auch, warum sie mich nicht hatte erhören, mir nicht hatte folgen wollen, warum sie sich für so undankbar und so schlecht gehalten hätte, falls sie es dennoch gethan haben würde. Sie wollte Den nicht verlassen, verrathen, der sie einst dem Gerede der Welt dadurch entzogen, daß er sie zu seinem Weibe gemacht, der sie trotz des Makels, der in den Augen der Menschen an ihr haftete, an einen geachteten, ehrenvollen und sie befriedigenden Platz geführt hatte, welcher ihr Gelegenheit bot, in der Stille Gutes zu thun und alle die in sie gelegten Kräfte zum Besten Anderer zu nützen. Das ließ sich gar wohl verstehen, und diese Regung ehrte Die nur, welche sich ihr hingab, und um ihr zu gehorchen, den Trieben und Wünschen ihres Herzens Einhalt gebot. Ich aber wollte auch diese Regung in ihr nicht anerkennen, als einen ehernen Fels, daran die Woge meiner Leidenschaft machtlos zerschellen sollte, sondern sie trotz derselben zu meinem Evangelium vom Recht der Liebe bekehren und mit ihr das Glück in meine verlangenden Arme reißen.

Ich war aufgesprungen und hatte in meiner wild wogenden Erregtheit das Zimmer ein paar Mal mit raschen Schritten durchmessen. Dann blieb ich plötzlich neben dem Tische stehen und stützte den Arm schwer mit der geballten Faust auf das Schriftstück, das ich vorher gelesen. Es schlich mir ein Etwas eiskalt, mich bis in's Innerste durchschauernd, bis zum Herzen herauf. Mir war's, als ob mir das Blut in den Adern zu Eis gerinne. Meine Augen starrten auf ein Etwas in der leeren Luft, das in Wirklichkeit gar nicht da war und das ich dennoch gewahrte, so deutlich, daß ich es hätte mit Händen greifen können, ein Furchtbares, ein Ungeheuerliches. Weshalb hatte ich denn jene Auskunft der Ortsbehörde von Dellenburg über Helene Halm eingefordert? Doch nicht, um festzustellen, daß Helene Halm und Frau Helene Häseler eine und dieselbe Person waren? Sondern weil die Vermuthung vorlag, daß jene Helene Halm, die in derselben Strafanstalt gefangen gesessen hatte, in welcher Planck als Gärtner beschäftigt gewesen, später die Mörderin eben dieses Planck geworden war.

Dann also wäre Frau Helene Häseler ja diese muthmaßliche Mörderin geworden, meine Helene, aber die Helene, welche ich liebte, welche ich heute, vor Stunden erst, auf der Rasenbank am Waldsee in meinen Armen gehalten und geküßt, die ich beschworen hatte, mein zu werden, mir als mein Weib in die Welt hinaus zu folgen.

Meine Gedanken verwirrten sich, ich war wohl wirklich auf dem besten Wege, wahnsinnig zu werden. Ich lachte laut vor mich hinaus, nur um mich lachen zu hören. Aber dies Lachen klang mir unnatürlich, fremd, wie das eines Andern. Meine Gedanken jagten wüst durcheinander. Ich sah Helene mit dem dürren Reisig in der Hand bei der fahlen Blitzbeleuchtung des Gewitternachmittags unter den Föhrenstämmen an der Stelle auftauchen, wo Planck erschossen worden war, ich hörte ihre Worte: „Nun verhaften Sie mich nur gleich, — aber gleich!“ Ich sah sie den schmalen, kleinen Fuß auf das Papier setzen, das die Zeichnung der in der Nähe des Thatorts aufgefundenen Fußspur enthielt, und dachte daran, wie genau dieser Fuß dazu gepaßt hatte. Ich hörte sie am ersten Nachmittag unseres Beisammenseins auf Cartlow zu sagen, daß der Ermordete vielleicht mit Recht getödtet worden, vielleicht ein Elender gewesen sei, dessen Mördern man nicht weiter nachzuforschen habe. Ich mußte dessen gedenken, wie seltsam es sie immer an den Thatort getrieben hatte, wie wunderlich oft sie auf den Mord zu sprechen gekommen war; daß sie neulich gefragt hatte, weshalb der Mörder den Leichnam des Erschossenen nicht in den Waldsee versenkt haben möge, und daß sie gestern einer Begegnung mit mir auf Cartlow ausgewichen war, um mich danach zu fragen, verstörten Blickes zu fragen, ob ich etwa in amtlicher Eigenschaft gekommen sei. Das Alles, Alles schoß, wirbelte mir durch's Hirn. Wenn es mir im Einzelnen auch nicht aufgefallen war, in der Gesammtheit erdrückte es mich förmlich, warf mich zu Boden. Daß sie Planck gekannt hatte, stand nun außer allem Zweifel. Die Stelle, wo er erschossen worden, befand sich etwa halbwegs zwischen Cartlow und der Stadt. Revolver besaß Leopold Häseler, der ohnedies zur Zeit, wo die That verübt worden, verreist gewesen war, unzweifelhaft. Und Planck hatte gewußt, hätte in alle Welt hinausschreien können, daß Frau Helene Häseler, die reiche, geachtete, verehrte Frau des angesehensten Mannes in der Gegend, einmal im Zuchthause gesessen habe. War es deshalb geschehen? Hatte er stumm gemacht werden sollen? Oder handelte es sich um ein ehrloses, schamloses Attentat, das er gegen Die gewagt, die er einst geliebt haben mochte, und das sie mit einem Schuß in's Herz ihm erwidert, — aus Nothwehr? In der Ausübung ihrer berechtigten Vertheidigung?

(Fortsetzung folgt.)

Trutz-Frühlingslied.

That wieder in der Walpurgisnacht
Die schlummernde Erde belauschen,
Und wie sie vom Wintertraum erwacht
Mit zauberischem Klingen und Rauschen.

Wie ihrem Schoß unter Glanz und Duft
Sich tausend Keime entwinden:
Und gleich der Lerche in hoher Luft
Wollt' ich's der Welt verkünden.

Doch da mir der Sang auf die Lippe kam,
Vernahm ihn der Herr Gevatter;
Darauf erhob er gleich lobesam
Sein kritisches Geschnatter.

„Was soll das geben? Ein Lied vom Mai—?
Um aller Heiligen willen,
Ist denn die alte Litanei
Noch immer nicht zu stillen?!“

„Wir kennen's, daß die Knospe keimt
Und Quellen sprudeln und Bronnen,
Wir lasen ohne Maß gereimt
Die „Sonnen“ und die „Wonnen“.

„Wir wissen, „was uns der Wind erzählt“,
So aus- als innenwendig:
Wie „Erde und Himmel sich vermählt“—
Man sang's uns tausendbändig!“

„Drum laß verstummen allzumal
Der Frühlingsfreude Leier;
Besinge des Lebens Leid und Qual,
Der Stoff ist besser und neuer!“ — —

Ich aber lachte ihm in's Gesicht:
Behüt' Dich Gott, Philister!
Es soll mir stören mein Singen nicht
Dein Groll — Dein pessimister!

Ich grüße von Herzen die junge Welt,
Die heut' uns ward geboren,
Und wenn solch Gruß nicht wohlgefällt,
Thu' Watte in die Ohren!

Auf Deiner Scholle knirsche Du;
Mich drängt's zu fröhlichem Wandern,
Und hört meinem Lied der eine nicht zu,
So sing' ich's morgen 'nem andern!

Frei soll es steigen empor, wie wenn's
Besäße der Lerche Schwingen:
Bringt neue Rosen ein neuer Lenz,
Will ich sie neu besingen!

Ade! vergeh'n wird nur kurze Zeit,
Und uns grüßt die Sonne nicht wieder,
Doch leben werden in Ewigkeit,
Der Lenz und seine Lieder!

Das kommt davon!

Referendar Pfiffig und Assessor Dickchen sind gute Freunde. Während der Gerichtsferien machen sie einen Ausflug nach einem kleinen und billigen Landbade — für Luxusbadereisen reichen Referendarzuschüsse und Assessorgehälter im Allgemeinen nicht aus. Sie sind mit ihrer Wahl ganz zufrieden, denn in Untertannenheim gibt's eine Reihe schmucker, junger Mädchen. Namentlich Eine, eine schlanke hübsche Blondine, hat's dem Referendar angethan. Aber die Gelegenheit zur Anknüpfung eines Gespräches hat ihm immer noch gefehlt. So sind die Beiden denn auch eines schönen Nachmittags in den Anlagen des kleinen Badeortes spazieren gegangen. Des drohenden Regens wegen haben Beide ihre Schirme mitgenommen, die noch im Futteral stecken, denn sie sind lange Zeit nicht gebraucht. Dickchen schlummert alsbald auf einer Bank, die sie zum Ausruhen aufgesucht haben, ein. Pfiffig blickt sinnend und träumerisch in die Gegend hinaus. Da fühlt er einen nassen Tropfen auf seiner Hand und schaut in die Höhe. Richtig, es tröpfelt schon. Er will Dickchen wecken, da fällt sein Auge auf die schöne Blondine, die völlig unbeschirmt die Allee herabkommt. „Heureka!“ jubelt unser Referendar leise — „da habe ich ja die schönste Gelegenheit, ihre Bekanntschaft zu machen. Ich biete ihr meinen Schirm an und begleite sie heim!“

Aber in demselben Augenblick fällt ihm lähmend auf's Herz, daß sein Schirm nicht mehr ganz tadellos ist und einen Riß aufweist, der zwar die Gebrauchsfähigkeit desselben nicht beeinträchtigt, aber ihm doch für den Zweck, den er verfolgen will, äußerst fatal ist. Da fällt sein Blick auf Dickchen's ebenfalls noch im Futteral steckenden Schirm; mit schadenfroher Miene vertauscht er die beiden Schirme und eilt mit dem genommenen der Dame entgegen. Die stärker fallenden Tropfen erwecken auch Dickchen, mit trübem Ahnen greift er nach seinem Futteral, allein siehe da, statt seines schlechten, den er erwartet, enthüllt dasselbe einen guten Schirm — der kleine Riß schadet ihm nichts.

Inzwischen ist Pfiffig der Dame entgegengeeilt. „Gnädiges Fräulein, ein Wetter steigt herauf — ich sehe Sie ohne Schirm — mein Name ist Pfiffig, Referendar am Kammergericht — darf ich Ihnen meinen Schirm anbieten?“ Und das Futteral mit eleganter Handbewegung abziehend, enthüllt er Dickchens Schirm — ein Gestell mit trostlosen Fetzen!

Laut auflachend eilt die junge Dame davon — sein Pech verwünschend aber schlägt sich der arme Referendar in die nächsten Büsche.

Als er endlich bis auf die Haut durchnäßt in das Hotel kam, saß im Billardzimmer Dickchen kreuzfidel vor einem frischen Schoppen. „Prosit Schirmmarder!“ klang es ihm entgegen. „Siehst Du, das kommt davon!“

— Pariser Witz. Es handelt sich um die Besetzung des Postens eines Großrabbiners von Paris. „Du wirst sehen,“ klagte einer von den wenigen noch übrig gebliebenen pariser Antisemiten, „diese Stelle wird auch wieder ein Jud' bekommen!“